

Theaterpremiere im Fränkischen Freilandmuseum

Von Liebe und Krieg

„Teufelsmühle“ erzählt Sagenhaftes mit Musik

BAD WINDSHEIM – Wann kommt die nächste Kutsche? Wann ein Reiter mit Pferd? Wo läuft die Schaftsherde durchs Bild? Und die Kinderschar, was macht die diesmal? Solche Fragen, stellt man sich im Theater nicht unbedingt gewohnheitsmäßig. Im Bad Windsheimer Freilandtheater zielen sie auf die äußere Natur der Sache. Ein Spielort, der so einzigartig ist, wie das Fränkische Freilandmuseum, hat seine ureigensten Möglichkeiten und Bedingungen. Entweder sie werden zum Klischee. Oder zum Kult. Christian Laubert, der künstlerische Kopf des Freilandtheaters ist freilich zu unsichtig, um in die Klischee-Falle zu tappen. Auch im sechsten Sommer ist alles wie gewohnt und wie immer doch ein bisschen anders. Am Freitag hatte die „Teufelsmühle“ Premiere.

Anders als gewohnt, neu ist der Spielort, die Unterschlaubacher Mühle. Neu ist, dass Christian Laubert sein Stück, das auf einer fränkischen Legende aus dem Dreißigjährigen Krieg fußt, nicht selbst inszeniert, sondern es dem Regie-Routinier Peter Dieter Schnitzler überlassen hat. Der führt nicht weniger geschickt als Laubert die hoch engagierten Amateur-Schauspieler und die Profis zu einem bunten Ensemble zusammen, wie es ein größeres weit und breit nicht gibt.

Vor allem der Ort macht den Unterschied diesmal: Für die Verhältnisse des Freilandtheaters ist das neue Stück ein Kammerspiel. Der Blick fliegt nicht über Häuser und Hügel hinweg zum Horizont. Das Mühlengebäude riegelt ihn ab. Halb rechts ein längerer Auftrittsweg zwischen Mühle und Scheune den Hügel hinab, von links zwischen Mühle und Bauerngarten ein ebener Weg. Das ist die Topo-

graphie der Szene. Ein konzentriertes Spiel-Raum entsteht, der samt der steilen Zuschauertribüne, seiner Größe und relativen Geschlossenheit wegen an den Feuchtwanger Kreuzgang erinnert.

Platz für Schauwerte, die wie gewohnt nicht aufgesetzt sind, sondern dramaturgisch motiviert, bietet die Szenerie trotzdem. Dieses Mal aber sind sie vergleichsweise zurückgenommen, noch selbstverständlicher, souveräner eingesetzt. Schöne Ironie im Vorbeimarsch: Dem Schäfer sind im Krieg nur sein Hund und zwei Schafe geblieben. Den Rest der ehemals stattlichen Herde haben die kaiserlichen Soldaten verdaut – diesmal kein Schafdurchtrieb also, so spielt man mit den eigenen Konventionen.

Das Stück selbst dreht sich um eine Frau, die selbstbewusst und gebildet ist. Silvia Ferstl spielt sie mit Strenge und aufrechem Stolz. Allein dass sie, die Müllerin Julia Rösch, lesen kann macht sie zur Außenseiterin. Als Frau der Müllers ist sie das aber ohnehin. Müller waren einst beargwöhnte Leute, ihre Mühlen unheimliche Orte, suspekt, weil abgelegen vom Dorf.

Kein Wunder, dass man Julia verdächtigt, mit dem Teufel im Bunde zu stehen. Sie verflucht den Schultheißen (Ekkehard Cramer), als der ihren Mann (Andreas Fischer-Klärle) in den Krieg schickt. Er will sich selbst an die Müllerin heranmachen. Sein Pech ist nur, dass sich der tödliche Fluch erfüllt. Aber kann jemand – die Bibel in Händen – höllische Mächte herbeiwünschen? Es könnten genauso gut



Gute Stimmung in der Mühle. Die Musikanten sind da – eine Szene mit Silvia Ferstl (links) als Müllerin und Sarah Gros als Magd aus der neuen Freilandtheater-Produktion „Teufelsmühle“. Foto: Munzinger

die himmlischen gewesen sein. Oder nur ein paar merkwürdige Zufälle. Das Stück lässt es offen. In Julius Tiraden, das zeigt Silvia Ferstl eindrucksvoll heftig, entlädt sich die Anspannung und Angst, die mühlsteinschwer auf ihr lastet.

Die Spielvorlage von Christian Laubert liegt, wie gewohnt, quer zu allen Gattungen. Sie ist ein Heimat-Singfestspiel-Zeitbild-Bilderbogen, stellenweise tragisch, drastisch, komisch, mystisch und durchwegs gesellschaftskritisch unterfüttert – so etwas in der Art ungefähr.

Verena Guido hat Liedtexte im Volkston und die passende Musik dazu geschrieben. Kämpferisch, witzig, zum Herzerweichen schön. Und auch so

von der Musikantenschar gesungen und gespielt.

Wichtig noch: Das Duo Christian Laubert und Peter Dieter Schnitzler bugsiert das Stück immer wieder aus einem Gefahrenbereich, in den es fast von selbst durch all seine adrett schlichten Trachten, kleidsamen Uniformen und schneidigen Fechtkämpfe gerät: Es entgeht dem Malerischen, der folkloristischen Kriegsverniedlichung.

Andeutungsweise gelingt das schon mit einer Figur wie der des militärtraumatisierten Onkel Bibart (Horst Faigle) oder den arglosen Kriegsspielen der Kinder. Einen großen Anteil daran hat vor allem das zweite Paar des Stücks, die Magd Veronika (verzwei-

felnd Liebende: Sarah Gros) und der Knecht Heinrich (mannhaft und hübsch schüchtern: Johannes Gärtner), den der Soldatenwerber (Peter Huber) holt. Noch schärfer als beim Müller-Paar zeigen Schnitzler und Laubert an den beiden, wie der Krieg Menschen verändert, entfremdet. Wie er sie demütigt. Wie er eine junge Liebe, die noch unsicher ist und ihren Ausdruck sucht, zu zerstören droht.

Gut, dass es die entlaufene Nonne Mathilda (Verena Guido) gibt. Sie ist es, die in den glühendsten Worten das wahre Zentrum des Stücks beschwört, die Gegenmacht des Krieges. Sie beschwört mit Worten des Hohen Liedes: die Liebe. Heinrich, dem Knecht, geht da ein Licht auf. Thomas Wirth